

SWR2 Wissen: Aula

Den Dichter Rilke neu entdecken – Lesekompass durch die „Duineser Elegien“

Von Franz Josef Wetz

Sendung vom: Sonntag, 29. Mai 2022, 8.30 Uhr

Redaktion: Ralf Caspary

Produktion: SWR 2022

Rainer Maria Rilke bedient sich in seinen "Duineser Elegien" einer bis zum Äußersten verfeinerten Sprache. Hinter den schillernden Worten steht ein faszinierender Blick auf Mensch und Welt.

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

SWR2 können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...

Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

MANUSKRIFT

Anmoderation:

Mit dem Thema: „Den Dichter Rilke neu entdecken – Lesekompass durch die ‚Duineser Elegien‘“. Am Mikrofon: Ralf Caspary.

Rainer Maria Rilkes "Duineser Elegien", veröffentlicht im Februar 1922, vor 100 Jahren, umgibt eine besondere Aura. Millionen Ausgaben stehen in privaten wie öffentlichen Bücherregalen: ungelesen bewundert und unverstanden bestaunt. Aufgrund ihrer zum Äußersten verfeinerten Sprache bleibt Rilkes lyrische Philosophie oft auch nach mehrmaliger Lektüre unverständlich. Doch hinter den schillernden Worten steht ein faszinierender Blick auf Mensch und Welt, der sich in klare, verständliche Worte fassen lässt.

Der Philosoph Franz Josef Wetz erschließt die Kerngedanken dieses komplexen Werks, sein Buch zum Thema heißt: „Das Fest der gewöhnlichen Dinge“, erschienen bei Alibri.

Franz Josef Wetz:

Rilke bezeichnet die Duineser Elegien selbst als sein Hauptwerk, den Höhepunkt seines Schaffens. Und das sind sie zweifelsohne, dem Range nach vergleichbar mit Goethes Faust, Thomas Manns Buddenbrooks, Beethovens Sinfonien. Darum erfreuen sich die Duineser Elegien bis heute großer Popularität: Sie sind ein Klassiker, aus dem gerne mal der eine oder andere Vers zitiert wird. In Rilkes Duineser Elegien verschmelzen Poesie und Philosophie. Die Elegien sind Gedankenlyrik, in der sich anschauliche Reflexionen über Natur und Kultur mit existenziellen Erfahrungen auf einmalige Weise vermischen. Die Botschaften der Elegien sind alle genau nachvollziehbar.

Das menschliche Dasein beschreibt Rilke als Wanderschaft, die meist nicht ans Ziel kommt. Hierin ähnelt unser Leben der Existenzweise von Straßenkünstlern, die von einem Ort zum anderen ziehen. Solche Gaukler symbolisieren auf vorzügliche Weise, wie es um uns steht. Das Leben der Straßenartisten, das sich auf den öffentlichen Plätzen der Vorstädte abspielt, spiegelt den mühseligen Lebenskampf wider, in dem wir Menschen hartnäckig unsere Wünsche und Interessen verfolgen. Werden diese einmal verwirklicht, dann wird schnell deutlich, dass im Grunde nicht viel gewonnen ist. Auch können wir uns schon bald nicht mehr am Erreichten erfreuen, weil, so schön es auch sein mag, es zu schnell zur Normalität wurde. Dies alles wirft die Frage auf: Was brauchen wir Menschen zu einem sinnvollen Leben in der kurzen Spanne zwischen Geburt und Tod? Was macht das Leben bedeutsam?

Vielleicht brauchen wir ja vollkommene Schönheit, worin eine solche auch immer liegen mag? Die Antwort ist aber ein klares Nein. Wir könnten sie gar nicht ertragen, meint Rilke. Das Risiko wäre zu groß, durch ihre verschwenderische Fülle in einen Strudel des Verlangens gerissen zu werden, der uns überfluten und somit vernichten würde.

Liegt der gesuchte Sinn dann womöglich in unseren Mitmenschen? Auch das verneinen die Duineser Elegien. In letzter Beziehung steht doch jeder auf sich allein und muss sein Leben selbst führen.

Möglicherweise liegt das Gesuchte ja in den Gewohnheiten des Alltags, die Halt und Geborgenheit geben und das Gefühl vertreiben, fremd in der Welt zu sein? Auch das verneint Rilke, hinterlassen Routinen doch in nachdenklichen Gemütern eine diffuse Sehnsucht und damit verbunden die bohrende Frage, worauf es denn nun wirklich im Leben ankommt.

Selbst die Liebe liefert nicht die gesuchte Sinnantwort. Denn trotz aller Gemeinsamkeiten bleiben Liebende in ihrer Zweisamkeit einsam. Ihre Nähe verdeckt ihre Ferne, so Rilke. Wirkliche Verschmelzung hält er für unmöglich.

Das Gleiche gilt auch für die Nacht, die mehr an uns zehrt, als dass sie uns *beglückt*. Ja, liegt der Lebenssinn vielleicht im Glück? Glück ist doch ein Zustand, der nichts zu wünschen übriglässt. Aber Glück ist unbeständig, launisch, schwankend, und selbst wenn es uns gewogen bleibt, vergeht doch die Freude hierüber mit der Zeit. Die Gewöhnung lässt uns unempfindlich werden. So ermattet über kurz oder lang jedes Glück. Jedes Glück stirbt irgendwann an sich selbst. Aber wenn weder die Schönheit noch die Menschen, auch nicht die Alltagsroutinen, die Nacht, eine Liebschaft oder das Glück uns die quälende Frage beantwortet, woran wir unser Leben ausrichten sollen – wo lässt sich dann eine Antwort finden?

Bislang fragten wir, was kann die Welt uns bieten, um unserem Dasein Sinn, Halt und Erfüllung zu schenken. Nach eifriger Suche stehen wir immer noch mit leeren Händen da. Das ist nicht zufällig so. Denn die Aufgabe war nach Rilke falsch gestellt. Statt zu fragen: Was brauchen wir?, sollten wir vielmehr fragen: Was braucht uns? Was ist unser Auftrag? Rilkes verblüffende Antwort hierauf lautet: Die sichtbaren Dinge ringsum brauchen uns. Aber was kann das bedeuten? Die sichtbaren Dinge ringsum brauchen uns. Haftet dieser Idee nicht etwas Parfümiertes, Überschwängliches an, das erst in einer Art Ausnüchterungszelle zur Klarheit gebracht werden muss? Warum soll die vielgestaltige Natur uns brauchen? Es gibt Lebensformen in Hülle und Fülle, eine verschwenderische Variationsbreite der Natur, die auch ohne uns besteht, so dass man vielmehr umgekehrt fragen möchte: Wozu existieren außer diesen zahlreichen Arten von Pflanzen und Tieren zu allem Überfluss auch noch Menschen, deren Dasein sorgenvoll, mühsam und des Gelingens niemals sicher ist? Warum sollten die vergänglichen Dinge auf der Erde ausgerechnet uns brauchen, die wir ja noch vergänglicher sind als sie. Vergänglicher? Damit möchte Rilke sagen, dass wir als einzige Lebewesen aufgrund unseres Selbst-, Welt- und Zeitbewusstseins um unsere Sterblichkeit, unser Dahinschwinden wissen. Für uns Menschen liegt das Ende immer schon in Sichtweite des Anfangs. Im Blühen erahnen wir bereits das Verwelken: den Verfall. Im Unterschied zu Pflanze und Tier wissen wir, dass in der Gegenwart bereits die Abschiede der Zukunft vorbereitet werden.

So merkwürdig es klingt: Gerade diese prekäre Grundsituation unseres Daseins qualifiziert uns zu dem besonderen Auftrag der Dinge an uns, ihnen zu helfen, weil sie uns brauchen. Aber was ist genauer betrachtet unsere existenzielle

Grundsituation? Menschliches Dasein ist von Grund auf ungewiss, schutz- und heimatlos, durch eine ursprüngliche Unbehaustheit gezeichnet, durch schutzlose Weltoffenheit ausgezeichnet, der wir schonungslos ausgesetzt sind. Darum dreht sich im alltäglichen Leben auch fast alles um Existenzsicherung, Beheimatung und Sinnorientierung.

In der Sorge ums Überleben, um Halt und Geborgenheit übersehen wir *aber* allzu leicht die Chancen, die in unserer angeborenen Unbehaustheit liegen. Meistens nehmen wir lediglich die damit verknüpften Gefährdungen wahr. Die damit verbundenen Chancen indes gehen fast vollständig unter unseren alltäglichen Bekümmernissen verschüttet. Deshalb bedarf es eines feinen Gespürs, um hinter der beunruhigenden Schutzlosigkeit auch deren hohe Wertigkeit erblicken zu können. Rilke besaß dieses Gespür.

Es ist also unsere schutzlose Weltoffenheit, unser Selbst-, Welt- und Zeitbewusstsein und damit unsere Fähigkeit, die sichtbaren Dinge ringsum *als solche* vergegenwärtigen zu können, was uns dafür qualifiziert, von den Dingen gebraucht zu werden. Nun drängt sich natürlich sofort die überfällige Frage auf, was das nun heißt: Die Dinge brauchen uns. Kurzum: Nach den Duineser Elegien möchte die sichtbare Welt von uns bewusst vergegenwärtigt, verstanden werden. Darin besteht nach Rilke das wahre Leben, das den Menschen aus seinem Alltag heraushebt, um allem, was um ihn herum ist, im eigenen Inneren eine hohe Gegenwärtigkeit zu verleihen. Das ist des Menschen Auftrag, sich von diesem Anliegen, das seinen unbedingten Einsatz fordert, ergreifen zu lassen. Solches Anliegen ist weder religiöser noch moralischer Art. Es bezieht sich auf die natürlichen und kulturellen Phänomene ringsum, die nicht unbeteiligt in den Blick genommen werden sollen. Die Phänomene der Erde möchten nach Rilke uns ganz in Anspruch nehmen dürfen, damit wir ihre Werke mit dem Pathos scharfsinniger Sachlichkeit rühmen. Bei unserer Betrachtung der Natur sollen sich unser Gesichtssinn mit farbigen Formen und unser Herz mit innigem Lobpreis füllen. Der Mensch ist das große Auge der Natur, mit dem sie sich selbst schauen, bewundern und rühmen möchte.

Aber wie kann die Erde uns Menschen einen solchen Auftrag erteilen? Dies klingt doch poetisch überzogen, parfümiert, ein wenig lächerlich. Doch so merkwürdig ist diese Idee gar nicht, wie sie beim ersten Zuhören klingt. Rilke bewegt sich hier auf einer langen Traditionslinie, die bis in die Antike reicht. So schreibt schon Pindar im 5. Jahrhundert v. Chr. in einem Hymnus, dass Zeus bei seiner Hochzeit die geladenen Götter fragt, ob sie denn in seiner schönen Welt etwas vermissen, überzeugt davon, dass dies nicht der Fall sein kann.

Doch die Götter finden eine Lücke. Sie beanstanden, dass es in der Welt niemanden gibt, der das Werk von Zeus, die Ordnung seiner Welt, rühmt. Daraufhin erfindet Zeus die Musen und die Dichter, deren Aufgabe es sei, die sichtbaren Dinge zu preisen. Der griechische Philosoph Anaxagoras, gleichfalls 5. Jahrhundert v. Chr., schreibt sogar, die Menschen werden geboren, um das Weltall ehrfürchtig zu schauen und zu bewundern, und Heinrich Heine auf gewohnt launige Art: Die Natur wollte bestaunt werden. Da erschuf sie sich Johann Wolfgang von Goethe.

Was also meint nun Rilkes Auftrag der sichtbaren Dinge an uns, vergegenwärtigt zu werden, ins nüchtern Sachliche übersetzt: Wir Menschen verfügen über die

einzigartige Begabung, die Phänomene der Natur und Kultur *als solche* interesselos, heute sagt man: achtsam wahrnehmen und hingebungsvoll bewundern zu können. In diesem Privileg sieht der Dichter eine wunderbare Chance, die wir schon deshalb ergreifen sollten, weil sie uns zu intensiven Begegnungen mit der Wirklichkeit führt. Mit der uns auferlegten prekären Grundsituation der Schutzlosigkeit, Weltoffenheit und Reflexionskraft haben wir also zugleich die Fähigkeit geschenkt bekommen, sich übers Alltägliche erheben und sich von der Natur in Staunen versetzen lassen zu können. Das wahre Dasein ist nach Rilke nicht das tätige, aktive, sondern das betrachtende, kontemplative Leben. Hieran mag man Anstoß nehmen, dass nämlich Rilkes Elegien mit ihrem ausgeprägten Sinn für den Sensationswert der Wirklichkeit die sozialen Verhältnisse weitgehend außer Acht lassen. Obwohl die politischen Zustände damals – wie leider auch heute – trostlos waren, deklamiert Rilke unter dem Eindruck intensiver Natureindrücke die Zustimmungswürdigkeit der Welt. Existenzielle Ergriffenheit zieht er politischem Engagement vor. Doch die Kehrseite kontemplativer Weltfrömmigkeit ist nun mal politische Weltfremdheit, und auch sie hat – wenigstens teilweise – ihre Berechtigung.

Nur sind wir dieser besonderen Aufgabe überhaupt gewachsen? Sind wir gesammelt genug, um die Dinge ringsum von ihrer unauffälligen Selbstverständlichkeit zu erlösen, um uns ihnen mit hoher Konzentration hingeben zu können? Oft sind wir doch zu abgelenkt, zerstreut, rastlos, nicht hinreichend fokussiert. Die Alltagsorgen beschäftigen uns so stark, dass wir den Auftrag der sichtbaren Wirklichkeit an unsere Merkfähigkeit meistens überhören. Dazu noch lauert unterhalb aller ehrfürchtigen Gefühle stets die kühle Ahnung der Banalität des andächtig Wahrgenommenen. Dem stemmt sich Rilke mit ganzer Wucht entgegen. Seine Duineser Elegien möchten die Fülle des Festlichen an den Dingen zum Vorschein bringen und den Verdacht auf ihre Trivialität zerstreuen. Unverhohlene Bewunderung ist das größte Kompliment, das wir der sichtbaren Natur machen können.

Aber an welche Dinge denkt hierbei Rilke konkret? Der Auftrag erfüllt sich schon, wenn wir einem auffliegenden Vogel ruhig nachschauen und seinem Zwitschern andächtig lauschen oder einer Geigenmelodie konzentriert zuhören, die aus einem geöffneten Fenster zu uns herüber tönt. Es genügen schon geringfügige Ereignisse und einfache Gegenstände, wobei Rilke hier vortechnische Objekte bevorzugt: Haus, Brücke, Brunnen, Tor, Krug, Obstbaum, Fenster. Mit der modernen Technik mochte Rilke sich nicht anfreunden. Mit Walter Benjamin gesprochen zerstört nach Rilke die moderne Technik die Aura der Welt. So dachten damals viele Gelehrten. Besonders eignen sich nach Rilke die steinernen Wunder der Kulturgeschichte zum dankbar schauenden Lobpreis: alte Denkmäler, Tempel, Kathedralen, Grabstätten. Es gibt zwar keine Gebäude, in deren Grundstein nicht schon ihr Zerfall angelegt wäre. Aber wie viele Monumente aus fernen Epochen, deren Zeit längst abgelaufen ist, behalten noch über Jahrhunderte eine Gestalt, die zum Rühmen anregt. Nicht selten umgibt solche Kulturstätten ein Krafffeld, das bis heute eine ungeheure Anziehungskraft auf seine Besucher ausübt. So bezieht Rilke uralte *Architektur* ins poetische Lob der *Natur* ein, ein Lob, dem er in den Duineser Elegien einen hohen Stellenwert zuerkennt: Dabei spürt er selbst den kleinsten Phänomenen sprachkünstlerisch nach und beklagt, dass die meisten gar nicht wüssten, wieviel Pracht in einer Blume, einem Stein oder einem Lorbeerblatt sich offenbart. Wie einzigartig sind doch die vielfältigen Pflanzen, Bäume und Tiere. Wie grandios die Morgenröte, Mittagsstille und Abenddämmerung. Wie famos der verheißungsvolle

Frühling, der milde Sommerregen, die Jahreszeiten allgemein. Wie gewaltig der klare Sternenhimmel bei Nacht. Allerdings verbleiben die poetischen Reflexionen der Duineser Elegien fast ganz auf der Erde und sparen das unermessliche Universum weitgehend aus. Die Erde wurde von Rilke als so aufregend empfunden, dass er keine Notwendigkeit sah, das Hiesige zu überschreiten. Der Dichter denkt das große Ganze gleichsam ohne das ganz Große. Er zieht den Erdball dem Weltall vor.

Dabei trägt sein Erderleben pantheistische, das heißt Natur vergöttlichende Züge. Sein Denken ist lebensphilosophisch ausgerichtet. Rilke steht nicht mehr auf dem Boden des Christentums. Seine philosophische Poesie verwirft die traditionelle Religion, das religiöse Fühlen behält er aber bei. Wenn es etwas Göttliches gibt, dann wohnt er nicht im Jenseits, sondern in Wellen, Wind und Wolken, in üppigen Blumen, Büschen und Bäumen, aus denen das Gezitscher von Vögeln und das Zirpen von Zikaden ertönen. Die vielfältigen Phänomene sind Ausdrucksformen der All-Natur, die Rilke auch das Offene nennt.

Im übertragenen Sinne erteilt also die Erde uns Menschen den Auftrag, ein von Augenblick zu Augenblick gesteigertes Leben zu führen, das den sichtbaren Dingen eine hohe Gegenwärtigkeit und unserem Dasein eine starke Intensität verleihen möge. Doch wer ist am ehesten zu dieser Lebensform in der Lage? Im Figurenkabinett der Virtuosen gelebter Intensität treffen wir auf sexuell dranghafte Jünglinge, tapfere Helden und mystische Heilige, die ihrem angebeteten Gott voll ergeben sind.

Alle Drei – die Jünglinge, Helden und Heiligen – verbinden Leidenschaften, in denen sie gänzlich aufgehen. Doch bleiben sie in ihrer Besessenheit hauptsächlich auf sich selbst bezogen. Sie sind außerstande, sich auf die sichtbaren Dinge ringsum ohne eigennützige Erwartungen einzulassen. Dagegen wären Liebende hierzu durchaus imstande, wenn sie sich nicht dauernd miteinander befassten, sondern im Moment ihrer Glückseligkeit über den anderen hinweg in die Natur blicken könnten. Außerdem wären spielende Kinder hierzu fähig, wenn sie *schon* ein voll entwickeltes Wachbewusstsein hätten, oder versonnene Sterbende, wenn sie *noch* ein voll entwickeltes Wachbewusstsein hätten. Im Grunde ist jeder, der die ausgetretenen Wege der Gewohnheit verlässt, in der Lage, den Auftrag zu erfüllen. Bereits eine ausgiebige Beschäftigung mit unglücklich Verliebten und jung Verstorbenen bringt gewöhnlich eine derart verstörende Kraft hervor, dass sie uns von den gewohnten Pfaden abkommen lässt – die erste Anregung zu einem kontemplativen Leben, in dem uns die vertrauten Dinge neu entgegentreten.

Bei der Erfüllung des Auftrags, der achtsamen Betrachtung der Dinge ringsum, versuchen wir der Flüchtigkeit alles Wirklichen zu entkommen und erstreben eine reine Gegenwart. Doch schon Liebende müssen die schmerzliche Erfahrung machen, dass alles Menschliche vergänglich ist. Selbst Liebende können die Zeit nicht *aufhalten*. Ihr Versprechen auf Ewigkeit lässt sich ebenso wenig *einhalten* wie die Intensität ihrer körperlichen Berührungen *aufrechterhalten*. Es kommt der Tag, an dem die Liebesglut erlischt. Wohin wir auch schauen – auf die Liebe, die Schönheit, dein Lächeln, ja jeden Kuss: Sie alle sind zum endgültigen Verschwinden verurteilt. Bleiben ist nirgends. So leben wir und nehmen immer Abschied – sei es von der Jugend, dem Elternhaus, der Heimat, uns nahestehenden Menschen und anderem Liebgewonnenen.

Dennoch gibt es Momente, wo wir alles beieinander zu haben scheinen, eine pralle Gegenwart genießen dürfen, die erlebte Wirklichkeit geradezu vor Anwesenheit birst, sei es in der Liebe, sei es bei der Betrachtung der sichtbaren Welt. Aber wir sind nicht imstande, die volle Wirklichkeit aus eigener Kraft zu vernehmen, sondern können uns nur für deren Botschaften offenhalten. Es ist wie bei einem Spiel, bei dem Kinder ganz die Zeit vergessen. Es gibt für sie nur Gegenwart, in der sie weniger selbst die Spieler sind als vielmehr Spielzeuge des Spiels geworden sind.

Solche vollkommenen Vorgänge sind bei der Erfüllung des Auftrags aber nur eingeschränkt möglich. Am Ende triumphiert immer wieder die Erfahrung der Vergänglichkeit, die uns mit der Unmöglichkeit konfrontiert, pralle, wirklichkeitsgesättigte Gegenwart über einen längeren Zeitraum vollkommen erleben zu können. Die Vergänglichkeit lässt uns die Verhältnisse permanent neu ordnen, weil sie immer wieder zerfallen, bevor wir schließlich selbst zerfallen. Aber da die Vergänglichkeit nun einmal zum Leben dazugehört, soll selbst sie – wenn auch klagend – gerühmt werden: Einmal – nicht mehr, nur einmal und nicht wieder dürfen wir auf der Erde verweilen, aber immerhin: Einmal sind wir da, und diese Einmaligkeit, dieses unwiederholbare Hiersein vermag der Flüchtigkeit unseres Daseins einen unschätzbaren Wert zu verleihen. Der Vergänglichkeit innezuwerden, gehört somit gleichfalls zum Auftrag.

Das gilt erst recht für den Tod, den wir nur allzu gerne verdrängen. Rilkes Lebens- und Weltbejahung schließt eine Einwilligung in die eigene Endlichkeit ein. Wir sollen uns mit dem eigenen Hinschwinden nicht nur abfinden, sondern anfreunden, uns nicht bloß mit unserer Endlichkeit arrangieren, sondern sie auch akzeptieren. Alles in allem kommt es darauf an, den Tod, dem wir entgegenreifen, so ins Dasein zu integrieren, dass wir seiner wahren Größe gerecht werden. Nachdem dann der Tod einmal eingetreten ist, verstummt zwar der Verstorbene endgültig, aber es gibt einen lebensphilosophischen Trost.

Wenn uns der Tod widerfährt, ist es, wie wenn Regen vom Himmel fällt und die Erde nass wird. Der Regen fällt von oben nach unten. Deshalb spricht man von Niederschlag. Niederschlag steht hier für Niedergeschlagenheit: Trauer und Tod. Aber der Regen fällt im Frühjahr auf fruchtbares Erdreich, aus dem bald neues Leben erwächst. Vielleicht ist unser trauriger Absturz des Todes mit dem Herabfallen des Regens vergleichbar. Dann existieren wir in der All-Natur, dem Offenen, in verwandelter Form weiter.

Nur, so sei kritisch über Rilke hinausgefragt: Was wäre mit solcherart Fortexistenz gewonnen, wenn unser individuelles Bewusstsein sowieso ausgelöscht wäre? Man wagt es kaum auszusprechen: nichts. Überhaupt provoziert Rilke eine Reihe von Einwänden. Seine ästhetische Technikkritik, wonach technische Apparate keine Aura besitzen, ist zwar poetisch nachvollziehbar, alles in allem aber überholt, unzeitgemäß. Mit der modernen Technik verbinden wir heute andersartige Probleme, in denen es um die Gefährdung der Menschheit und unserer gesamten Biosphäre geht.

Das Gleiche gilt für seine nostalgische Verklärung untergegangener Kulturen. Der schwermütige Betrachter des Alten hängt oft einer Zeit nach, die es zu keiner Zeit

gab. Zwar trifft Rilkes Feststellung zu, dass Schmerz und Tod zum Leben gehören und deshalb auch von uns angenommen werden sollten. Doch seine Romantisierung von Leid und Tod ist eine poetische Pose, die der Brutalität dieser Realitäten nicht gerecht wird.

Trotz aller Vorbehalte – und es ließen sich weitere hinzufügen – sind die Duineser Elegien ein literarisches Meisterwerk, das mit Recht in den Rang eines Klassikers erhoben wurde. Rilkes Klagegesänge, die zu einem erheblichen Teil Lobgesänge sind, möchten ihre Leser das Staunen über die sichtbare Welt lehren. Die Duineser Elegien wollen den besonnenen Betrachter sensibilisieren für Aspekte der Wirklichkeit, die im Alltag, in Naturwissenschaft und Technik logischerweise außer Acht bleiben. Die Elegien lassen neben die technische Eroberung und wissenschaftliche Erforschung der Natur eine ästhetische Aufwertung des poetischen Naturerlebens treten: Wissenschaftliche und alltägliche Entzauberung der Welt bedeutet nicht automatisch das Ende jeden faszinierten Staunens. Im Gegenteil schärfen die Elegien den Sinn für die Bewunderungswürdigkeit unserer Erde und die Außergewöhnlichkeit unserer Existenz. Sie vermitteln Erfahrungen eigenen Rechts, die nahe an die Wirklichkeit heranführen und dabei das menschliche Verlangen nach der vollen Intensität des Lebens auf poetische Weise befriedigen. Das Motto der Duineser Elegien lautet: Hiersein ist herrlich. Hiersein ist viel. Gegen jede Form von Pessimismus und Nihilismus gerichtet, spricht aus den Duineser Elegien eine große Lebens- und Weltbejahung, die dem Hiesigen, dem Irdischen mit andächtiger Verehrung und überschwänglicher Hingabe begegnet. Wer im Laufe seines Lebens niemals innehält, um der Dinge ringsum, der Tages- und Jahreszeiten, des Sternenhimmels staunend, grüblerisch oder begeistert innezuwerden, der führt nach Rilke nicht nur ein flaches, sondern auch ein falsches Leben. Er verfehlt den Auftrag, und das heißt: Er begeht Hochverrat an den höheren Chancen seines Daseins.

Kurioserweise gelingt es Rilke, seinen konzentrierten Lesern die Wirklichkeit über poetische Texte näherzubringen. Er verwandelt Leseerfahrungen in Lebenserfahrungen. Natürlich können solche Texte den Blick durch große Teleskope ins unermessliche Weltall nicht ersetzen. Und doch geschieht beim Lesen der Duineser Elegien fast das Gleiche: Man vertieft sich in poetische Satzfolgen und schaut durch kleine Buchstaben in faszinierende Weiten. Wie überraschend, wie seltsam ist doch das menschliche Privileg, über das Inventar der sichtbaren Welt staunen und sinnieren zu dürfen.
